

Stefan Größing

Bubensommer

Erzählungen

EDITION
TANDEM

Inhalt

Kindheit ist Sommerzeit	5
Der Krieg vor der Haustür	7
Fliegeralarm	11
Friedensgeläut	15
Von Siegern und Besiegten	19
Vögel des Mutes	21
Russentanz	25
Mein Vater, das unbekannte Wesen	29
Der kleine Krieg in Friedenszeiten	33
Singvogel	37
Am Fluss und in den Wäldern	41
Der Stein der Großmutter	47
Am Gösser-Teich	53
Indianer	57
Schabernack	61
Der Grüne See	65
In die große und die kleine Welt	69
Nachsommer	73
Epilog	77
Leoben	79

Kindheit ist Sommerzeit

Warum zaubert die Erinnerung an meine Kindheit nur Sonnentage in mein Gedächtnis, so als wären diese Jahre eine einzige Sommerzeit gewesen und keine andere Jahreszeit hätte daneben ein Anrecht? Nur als Randerscheinungen tauchen Regen oder Schnee oder nebelige Tage aus dem dämmrigen Wasser der Vergangenheit auf und schlagen kleine Wellen an der Oberfläche meines Gemütes. Sie enthalten kein tieferlebtes Geschehen, keine Erregung der Sinne und keine Aufregung des Abenteuers. Dürftig nur ist die Erinnerung an das Schlittschuhlaufen und Eishockeyspielen auf dem zugefrorenen Gösser-Teich, schemenhaft das Bild der von uns Buben errichteten Schischanze am Hang des Annaberges und an die Achtmetersprünge in den kurzen Auslauf vor der Straße, an die Schneeballschlachten der Bubenhorde in den Höfen der Mallinger-Siedlung. Farbenbunt hingegen wie ein Strauß Wiesenblumen im Mai erscheint in meiner Erinnerung alles Geschehen der Sommertage. Der Bubensommer war prall vollgefüllt mit Ereignissen, Erlebnissen, Abenteuer in den Wäldern und Bergen, am Teich, am Bach und im Fluss, denn diese Tage waren sonnig und warm, dufteten nach Gärten, rochen nach Fichtenbäumen und noch heute im Alter spüre ich die braune, warme Erde unter meinen nackten Fußsohlen. Unter den Bewohnern unserer Siedlung am Rande der kleinen Bergstadt Leoben waren auch Familien mit Mädchen, auch meine Freunde hatten Schwestern, doch spielten bei all unseren Unternehmungen die „*dummen Weiber*“ keine Rolle. Jeder Sommer meiner Kindheit war ausnahmslos ein Bubensommer gewesen.

Stefan Gröbning
Großmain, August 2021

Der Krieg vor der Haustür

Dass ein gewaltiger Krieg irgendwo außerhalb unserer Mallinger-Siedlung stattfand, wusste wir Buben, redeten aber nicht davon, weil die Väter an den Fronten kämpften und die Mütter zwar untereinander aber nicht mit ihren Kindern darüber sprachen. Was Krieg zu bedeuten hatte, erfuhren wir achtjährigen Buben erst dann, als er vor der Haustüre abließ. Unsere großräumige Wohnsiedlung war eine Ansammlung langgestreckter Mietshäuser nahe der Stadt Leoben und noch näher dem riesigen Eisen-Hüttenwerk Donawitz, in dem kriegswichtiges Material hergestellt wurde. Deshalb verbannten die nationalsozialistischen Behörden die dort wohnenden Mütter und ihre Kinder in das bombensichere Bergland der oberen Steiermark. So kamen meine Spielgefährten und ich in das kleine Dorf Hall bei Admont, wurden an die weit auseinander liegenden Bauerngehöfte verteilt und besuchten in den Kriegsjahren 1943 und 1944 dort die Volksschule. Mit den Bauernkindern aller Altersstufen saßen wir in den Bänken eines Klassenzimmers und wurden von einer einzigen Lehrerin weniger unterrichtet als beschäftigt. Es grenzt wohl an ein Lehr- und Lernwunder, dass wir doch das Lesen, das Schreiben und sogar das kleine Einmaleins als Fähigkeiten erworben haben. An einem Tag in der Woche gab es für alle Schüler nur die Stillbeschäftigung, weil die Lehrerin mit zwei Schreibgriffeln alle Kinderköpfe nach Läusen absuchte, die sie bei erfolgreicher Jagd zwischen zwei Fingernägeln knackste. An den anderen Tagen lief der Unterricht so ab, dass die Lehrerin jeweils eine Stunde einen Jahrgang unterrichtete und die verbliebenen Schüler mit Zeichnen, Lesen, Rechnen oder Schreiben selbständig und lautlos beschäftigt waren. In der Winterzeit, die im Gebirgsland der Obersteiermark früh einsetzte und lange anhielt, erschwerte oftmals der hohe Schnee den Gang zum Schulgebäude und an so manchen Tagen schritt die Mutter spurtretend voran.

Im Frühherbst, kaum hatte die Schule wieder angefangen, waren wir Stadtkinder an sonnigen Tagen die alleinigen Schüler, weil die Bauernkinder als unfreiwillige Erntehelfer im Einsatz waren. Die Lehrerin unterrichtete dann meist nur sieben Kinder und wahrscheinlich haben meine Freunde und ich in diesen Wochen die Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens erlernt. Das Leben auf dem Lande hätte für uns Buben aus der Stadt Leoben paradiesisch sein müssen: Kein Bombenalarm, keine Tiefflieger, kein Sirenengeheul, das uns am Tag oder nächstens an der Hand der Mutter, die mit einem schweren Rucksack bepackt war, in den Felsbunker rennen ließ.

In der Dorfschule waren wir die gescheiterten Liebkinder der schönen jungen Lehrerin, auf den Bauernhöfen, die uns Städter aufnehmen mussten, gab es ausreichend zu essen, wenn auch jede Gabe mit einem finsternen Bauerngesicht gewährt worden ist. Und trotz alledem war es kein Kinderparadies. Die Freunde aus der Mallinger-Siedlung waren mit den Müttern auf die weit auseinander liegenden Gehöfte verteilt worden, was uns zwar in den Schulstunden zusammen brachte, aber ein gemeinsames Spielen in den Wäldern oder am rauschenden Enns-Fluss verwehrte. Zwei einsame Bubenjahre sind schwerer zu ertragen als Bomben und Hunger.

Die Bauernbuben betrachteten uns Stadtkinder als Eindringlinge in ihre Dorfgemeinschaft, ärgerten sich über unsere Schulleistungen und das Lob der blonden Lehrerin, schlossen uns von ihren Raufspielen im Schulhof aus und gaben niemals auch nur einen Bissen ihrer großen Schmalzbrote an uns ab. Meine Freunde und ich hungerten zwar auch nicht, für ein Pausenbrot aber reichte die Verpflegung nicht aus, welche die Bauern an die einquartierten Frauen und ihre Kindern abgeben mussten.

Eine kurze Geschichte veranschaulicht das gestörte Verhältnis zwischen uns und den Bauernbuben: Ewald, sein Bruder Gerhard und Walter, weitab vom Dorf auf einem Einschichthof untergebracht, besuchten mich eines Nachmittags. Wir spielten im Wald hinter dem Stall und stauten ein Rinnsal zu einem ansehnlichen Teich auf. So wurde es spät und als die drei Buben den langen Rückweg antraten, gab meine Mutter jedem ein Butterbrot als Wegzehrung mit. Ich sagte beim Abschied den fatalen Satz: „*Lauft schnell heim, denn*

wenn die Sonne hinter dem Berg verschwunden ist, wird es sofort stockfinster.“

Die Freunde rannten los, die Brote in einer Hand und wurden von zwei älteren und kräftigen Bauernburschen aufgehalten. Diese fragten nach dem Grund des eiligen Laufens, hörten die Erklärung, lachten höhnisch über die dummen Stadtmenschen und nahmen meinen Freunden die Butterbrote weg. Am nächsten Schultag stellten wir Stadtbuben die frechen Räuber zur Rede, ernteten aber von den beiden Fünftklässlern erneut ein höhnisches Gelächter und den Vorschlag, wir könnten die Angelegenheit mit einem Ringkampf im Schulhof aus der Welt schaffen. Wozu aber wir Erstklässler den Mut nicht aufbrachten.

Nachdem in beiden Kriegsjahren 1943 und 1944 nicht eine Fliegerbombe auf die Häuser der Stadt Leoben oder gar auf das Eisenwerk Donawitz gefallen war, wurden die Mütter mit ihren Kindern wieder zurückgeholt, zur Freude der geizigen Bauern, und für meine Freunde fing im Herbst wieder das paradiesische Bubenleben in der Mallinger-Siedlung an. Nicht so für mich, weil wir für vier Monate wieder in der kleinen Wohnung der Großmutter Rosina in Judendorf hausen mussten.

Das folgende Jahr 1945 hat uns allerdings nicht den gewohnten Bubensommer beschert, weil sich bis zum 8. Mai so manches ereignet hat, was auch das Leben von uns Buben verändert hat. Der große Krieg war vor unserer Haustür angekommen. Im März fand der schulische Unterricht nur mehr sporadisch statt und hörte im April ganz auf. Was uns Buben nicht traurig machte, weil uns jeder Tag für unsere Spiele im Freien geschenkt war. Auf nachdrücklichen Befehl der Mütter waren unsere Streifzüge allerdings eingeschränkt und wir durften die Hofplätze zwischen den Häusern nicht verlassen. Was uns blieb, waren die Kopfballduelle zwischen den Wäschestangen. Eines Tages bekamen wir auch die Krieger zu sehen. In Kolonnen marschierten Soldaten in den uns bekannten deutschen Uniformen von der Stadt über die Straße hinter den Siedlungshäusern auf den Annaberg, wo sie im Wald verschwanden. Die Mutter sagte: „*Sie beziehen Stellung, um die Stadt zu verteidigen*“, was uns Buben beim Anblick der müden Männer sehr unwahrscheinlich erschien. Eines Morgens Ende April schreckte uns Kanonendonner aus dem Schlaf, dem

augenblicklich das mütterliche Verbot, die Wohnung zu verlassen, folgte. Die Frauen drängten sich im Hausflur zusammen, wir Kinder stellten uns mit ängstlichen Minen dazu und das Gerücht kam auf, dass die feindlich Armee schon in den Gemüsegärten vor unserer Siedlung stand. Jemand behauptete, dass mit Maschinengewehren der Annaberg beschossen und von dort zurück gefeuert wird. Meine Mutter hielt meinen kleinen Bruder, der weinte, fest an sich gedrückt und weil sie meine Hand frei gegeben hatte und ich kein Geknalle mehr hörte, sauste ich durch die Haustür, um den Krieg draußen zu sehen. Ich blickte zum Annaberg hinauf, da spritzte der Sand neben mir auf und ein Band Löcher war in den Boden gezeichnet. Mit beiden Händen riss mich meine Mutter in den Hauseingang. Ich schaute in böse Frauengesichter und hörte jemanden sagen: „*Wenn das mein Kind wäre, windelweich würde ich es prügeln!*“ Meine Mutter tat es nicht, führte ihre beiden Buben in die Wohnung und brach dort in lautes Schluchzen aus.

Fliegeralarm

Kehren wir zurück in den Herbst des letzten vollen Kriegsjahres 1944. Die umquartierten Mütter und ihre Kinder waren im September aus den Dörfern der Obersteiermark wieder in die Stadt Leoben gebracht worden. Für einige Monate wohnten wir erneut in der engen Dachwohnung der Großmutter Rosina in Judendorf. Ich erfuhr damals nicht den Grund und fragte später niemals danach. Möglicherweise war eine Flüchtlingsfamilie aus den Ostgebieten Banat, Backa oder Siebenbürgen in unserer Wohnung einquartiert, jedenfalls übersiedelten wir erst Anfang Februar 1945 in die Mallinger-Siedlung und meine Freunde hatten mich wieder. Vier Monate drückte ich eine harte Bank in der dritten Klasse der Judendorfer Volksschule und litt wie die anderen Kinder unter einer gewalttätigen Lehrerin unbestimmten Alters. Beim geringsten Vergehen, wie Bleistift nicht gespitzt oder kurzes Schwätzen, schlug sie uns mit einem hölzernen Lineal auf die ausgestreckten Finger beider Hände, was heftige Schmerzen und Tränen hervorrief.

In dieser Zeit flogen die feindlichen Bomber vom eroberten Italien aus nach Norden, um Wiener Neustadt in Schutt und Asche zu legen. Wenn die Flieger hoch am Himmel in die Nähe unserer Stadt kamen, löste ein Sirenengeheul den Bombenalarm aus. Ob es am Tage oder während der Nacht geschah, die sofort einsetzenden Handlungen waren immer dieselben: Meine Mutter ergriff den halbvoll mit Kindergewand gefüllten Rucksack und stopfte eilig noch eine oder zwei Konservendosen hinein. Ich stand daneben und wartete, dass sie mich an die Hand nahm. Wenn die Sirene am Tag schrillte, lief mein kleiner Bruder Helmuth aus der Wohnung, die Treppen hinab und zum Haustor hinaus auf die Straße in die Richtung des in den Berghang getriebenen Betonbunkers. Dort fanden alle Bewohner der ABC-Häuser Aufnahme und Schutz vor etwaigen Fliegerbomben.

Den ganzen Weg dorthin schrie der vierjährige Helmuth aus Leibeskräften und hörte mit seinem Gebrüll erst auf, wenn er vor dem Bunkereingang stand und auf die Mutter wartete. Das Aufsuchen des Schutzbunkers bei Fliegeralarm war für alle Bewohner verpflichtend und wurde vom Blockwart streng überwacht. In den Nächten blieb Großmutter Rosina im Bett liegen und begründete die Weigerung mit dem Hinweis, sie sei alt genug und müsse nicht ewig leben. Im Jahre 1944 war sie 49 Jahre alt. Dass der Blockwart und Nationalsozialist die Großmutter nicht zu Anzeige brachte, verdankte sie der Tatsache, dass der überzeugte Nazi ein Freund ihres im Kohlenbergwerk Seegraben verunglückten Ehemannes, meines Großvaters, gewesen war.

Mehrmals in der Woche heulten die Sirenen und trieben die Menschen in den Bunker im Berg und stets war es ein nicht bedrohlicher Alarm, aber das echte Geschrei meines kleinen Bruders. Man erzählte damals in den ABC-Häusern, dass manch schwerhöriger Greis die ferne Sirene nicht, sehr wohl aber das Schreien des Kindes vernommen und sich daraufhin zum Schutzbunker begeben hat. Im matt erleuchteten Innenraum der Betonhöhle saßen die Mütter und alten Männer auf langen Bänken und starrten stumm vor sich hin. Wir Kinder wurden ermahnt, leise zu sein, auch wenn wir nur miteinander flüsterten. Kein Laut drang von außen herein und die Entwarnung durch die Sirenen hörten wir nicht. Der Blockwart stand immer vor der verschlossenen Stahltür und öffnete diese, wenn die Bedrohung durch die Bomben vorbei war. Der fanatische Kämpfer für die Idee wagte sein Leben und zählte die feindlichen Bomber am Himmel. Mit diesem Nazi verknüpft mich ein Ereignis, das mich bis zum Ende des Krieges mit Angst erfüllt hat. Ich ging mit der Mutter auf der Straße zur Stadt und der schneidige Parteigenosse mit der Hakenkreuzbinde am rechten Oberarm kam uns entgegen und war offensichtlich erfreut über das Zusammentreffen mit der schönen jungen Frau. Die rechte Hand nach vorne gestreckt und laut „Heil Hitler“ beinahe brüllend stand er zackig vor uns. Meine Mutter antwortete mit „*Heil Hitler*“, streckte aber den rechten Arm nicht aus, weil sie mich an der Hand hielt. Ich sagte vernehmlich „*Grüß Gott*“. Der Mann schaute verblüfft in das verlegene Gesicht der schönen

Frau, lächelte aber nach einer Weile, klopfte mir hart auf die Schulter und sagte: „*Nun ja, er kommt ja bald zur Hitlerjugend und dort wird man ihm das richtige Benehmen schon beibringen!*“ Weil ich, ein etwas ungebärdiger siebenjähriger Bengel nur zwei Strafen meiner sanften Mutter kannte – ein gelegentlicher Hausarrest von wenigen Stunden und die Androhung, sie werde mich in eine Erziehungsanstalt stecken – verband ich diese Einrichtung sofort mit der Hitlerjugend und fürchtete mich davor bis zum Ende des Krieges. Gott sei Dank haben wir ihn verloren.

Mit den ABC-Häusern in Judendorf verbinde ich auch ein friedliches Geschehen und Ereignisse, die der Vergangenheit, der „*guten alten Zeit*“ angehörten und nun unbekannt sind. Einmal im Monat buk die Großmutter Rosina fünf bis sechs große Laibe Brot, mit denen wir lange auskamen und die, frisch aus dem Backofen genommen, herrlich dufteten und schmeckten. Dieser gemeinsame Ofen stand im Freien zwischen den Häusern C und D, also ganz in unserer Nähe und ich schaute der Großmutter bei dieser Tätigkeit gerne zu. Ich war auch immer der Erste, der einen Bissen des Brotes erhielt. Ein weiteres Ereignis war das Erscheinen des Lavendel-Weiberls. Eine, wie mir damals vorkam, uralte Frau in grauer schäbiger Kleidung und einem Kopftuch ging mit einem durchdringenden Singesang von Haus zu Haus und rief: „*An Lavendel hob i do, wer kaufft ma an o, zehn Groschen das Büscherl Lavendel.*“ Es kam schon vor, dass aus manchem Haustor eine Frau erschien und den Kauf tätigte.

Die erste bewusst soziale Erfahrung habe ich auch in Judendorf gemacht. Die Treppe in dem Haus, in dem Großmutter Rosina wohnte, endete in einem weitem Vorraum, von dem aus die Türen in fünf Kleinwohnungen führten. Einmal in der Woche hatte eine der Parteien, wie damals die Wohneinheiten bezeichnet wurden, die Stiegentour zu machen. Der große Bretterboden vor den Wohnungen und die breite Holzterrasse in das untere Stockwerk mussten gekehrt und gewaschen werden, die mindestens zweistündige Arbeit wurde stets von zwei Frauen ausgeführt. Eine reinigte und plagte sich und die Nachbarin saß auf einem Stuhl und las der Reinigungsfrau aus einem Romanheft eine Liebesgeschichte vor. Woche für Woche fand das Spektakel mit wechselnden Darstellerinnen statt.